Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 22

Artikel: Das Übelnehmen
Autor: Gerlach, Richard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672361

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fünf Monate und drei Tage dauerte unser Glück, das nicht stürmisch, aber sehr angenehm war. Dann brachte mir Frau Klee einen Brief. Auf blauem Büttenpapier leuchteten mir die Worte entgegen:

«Du brauchst noch lange, bis Du ein richtiger Doktor geworden bist. Deine Oberhemden kannst Du mir ruhig noch zum Bügeln hinuntergeben, aber mehr nicht. Du bist überhaupt zu jung für mich. Das hat auch der Zahnarzt gesagt, der jetzt im dritten Stock seine Praxis aufgemacht hat. Ich soll seine Assistentin werden, wenn er geschieden ist. Er sieht so aus, wie Du aussehen wirst, wenn Du vierzig bist. Denkst Du manchmal noch gerne an mich? Ich bin in den letzten vierzehn Tagen viel reifer geworden. Und iss abends immer warm, hörst Du? Dir fehlt das Geregelte. Es vergisst Dich nicht, Deine Eva.»

Vierzehn Tage später kündigte ich die Mansarde bei Frau Klee. Das Buch über Anatomie durfte ich behalten, obwohl ich es jetzt nicht mehr brauchte. Frau Klee schenkt jedem Untermieter zum Abschied eine Kleinigkeit. Und so ist mir heute, als mir nach vielen Jahren der zerlesene Schmöcker wieder einmal zwischen die Finger geriet, das Erlebnis eingefallen, und ich konnte es euch erzählen.

Richard Gerlach

DAS ÜBELNEHMEN

Ich habe einmal mit meinem besten Freunde ein halbes Jahr lang kein Wort gewechselt. Wir hielten es für charaktervoll, uns gegenseitig höflich auszuweichen. Wenn wir uns begegneten, blickten wir ins Leere, als wäre der andere weniger als ein Schatten. Wir waren vorher unzertrennlich gewesen. Nun mieden wir uns. Ich kann mich nicht erinnern, welche Bagatelle daran schuld war. Aber seitdem die Beziehungen abgebrochen waren, setzten wir unsere Ehre darein, uns dem heimlich immer noch Geliebten so gefühlskalt und ablehnend wie möglich zu zeigen.

Wir waren fünfzehn Jahre alt; man ist in diesem Alter empfindlicher für das, was man für eine Kränkung zu halten glaubt, und wenn man sich einmal ins «Bösesein» verrannt hat, sieht man nicht, wie man den unvernünftigen Zustand beenden könnte. Als wir sechzehn wurden, fanden wir uns eines Tages auf dem Heimweg von der Schule unversehens nebeneinander, und da es nun doch zu blöd gewesen wäre, wie Fremde den gleichen Weg dahinzustapfen, blickten wir uns verstohlen an und begannen ein sehr vorsichtiges und stockendes Gespräch, mit äusserster Reserve; denn keiner wollte sich etwas vergeben. Es fiel uns aber zugleich der bewusste Stein vom Herzen, und in der Erleichterung begannen wir beide zugleich zu lächeln und schliesslich zu lachen.

Die Ironie über das hartnäckige Schauspiel, zu dem wir verpflichtet gewesen zu sein meinten, brachte uns in einer Viertelstunde wieder zusammen, und bald wurde diese Freundschaft noch zarter und fester als vorher, bis der Freund als erster von uns beiden den grauen Rock anziehen musste. Er kam nicht wieder, und ich frage mich noch nach mehr als drei Jahrzehnten, welche Verirrung mich um das verlorene halbe Jahr gebracht hat und warum ich ihm nicht einfach die Hand hinstreckte.

Das Uebelnehmen unter erwachsenen Leuten setzt ebenfalls eine vorausgegangene Vertraulichkeit voraus. Einen Gleichgültigen kann man zwar beleidigen, man kann einen Wortwechsel mit ihm haben, man kann von seinen mangelhaften menschlichen Qualitäten durch Meinungen, die jener von sich gab, überzeugt sein und ihn demgemäss nicht beachten. Aber das ist kein eigentliches Uebelnehmen. Um einem richtig böse sein zu können, muss man ihm vorher gut gewesen sein. Die Enttäuschung gehört dazu. Er muss nicht gehalten haben, was er versprach. Er hat sich als kleinlich oder unzuverlässig erwiesen, wo wir auf ihn gebaut hatten. Er huldigte vielleicht plötzlich einem naiven Egoismus. Er war nett zu uns, solange er von uns etwas wollte. Aber als er uns nicht mehr zu brauchen glaubte, veränderte sich seine Freundlichkeit in Gleichgültigkeit, und endlich mussten wir froh sein, wenn er seine intime Kenntnis unserer Verhältnisse nicht dazu benützte, uns hinterrücks anzuschwärzen und unauffällig zu schaden.

Wo die Sachlage so ist, nützt das Uebelnehmen nichts. Wenn wir einen Bekannten unter anderen Verhältnissen falsch beurteilt und in ihm irrtümlich einen Freund gesehen haben, so liegt das an unserer mangelnden Welt- und Menschenkenntnis.

Wir dürfen dem anderen keinen Vorwurf machen, dass wir zuviel von ihm erwartet haben. Er benimmt sich nicht anders, als er sich immer benommen hat. Als wir ihm von Nutzen sein konnten, hat er uns geschmeichelt. Wenn er günstigere Verbindungen anknüpfen kann, wird er uns fallen lassen. Es hat keinen Zweck, ihn hinauszuwerfen und ihm schriftlich zu geben, dass wir ihn für einen schäbigen Gesellen halten, ausser wir setzen unseren Ehrgeiz darein, uns Feinde zu erwerben. Er ist nun einmal, wie er ist, und es gibt ja noch mehr Menschen als diesen einen. Freundschaft ist ein seltenes Geschenk, und selbst der beste Freund ist nicht vollkommen. Aber wir sind es auch nicht, und so mag er unsere eigenen Fehler entschuldigen oder ergänzen, so gut es geht.

Achille Campanile

UNTERWEGS ZWISCHEN ROM UND VENEDIG

Am Sonntag habe ich einen schönen Tag verbracht. Ach ja. Sehr lieb, in der Tat. Eine ganz gelungene Sache. Vortrefflich in — ihrer Art. Ich machte einen Ausflug nach Venedig, mit dem Sonderzug. Ich bade am Lido. Ich speise. Alles. Ich will Ihnen das erzählen, damit Sie selbst urteilen, wie ich dem Himmel und den Menschen besonders teuer bin . . .

Also am Samstag nahm ich den Sonderzug Rom—Venedig. Da war eine Menschenmenge, aber ich habe mich einigermassen gemütlich eingerichtet. Da es heiss war, legte ich Jacke und Kragen ab. Um es noch bequemer zu haben, zog ich auch die Schuhe aus und die Pantoffeln an. Um so mehr, da mein Hühnerauge mich drückte. Ich konnte schlafen und schlief bis Florenz köstlich. In Florenz stieg ich aus, um mir die Beine zu vertreten, und auch, weil im Zug gegenüber ein schönes Mädchen am Fenster stand und ich einen Blick auf sie werfen wollte.

Mein Stolz erlaubt mir nicht, in diesem Ton fortzufahren. Ich sage Ihnen alles gerade heraus: Ohne ein Trompetenzeichen, ohne einen Pfiff setzte sich mein Zug in Bewegung, während ich unter dem Fenster der Schönen den Schwerennöter spielte. Mit einem Katzensprung versuchte ich mich anzuklammern, aber ich verlor einen Pantoffel, ich stolperte und fiel der Länge nach hin, während der Zug seine Fahrt beschleunigte. Einer eilte mir zu Hilfe und stellte mich wieder auf die Beine. Ich rannte weiter hinter dem Zug her, fuchtelte mit den Fäusten und schrie: «Halt, halt!» Aber, ja, wer hätte ihn noch aufhalten können? Der verdammte Zug war in voller Fahrt, und es war mir unmöglich, ihn einzuholen. Mir blieb nichts anderes übrig, als umzukehren und den Pantoffel zu suchen. So blieb ich in Florenz. Hemdsärmlig, ohne Kragen und in Pantoffeln.

Wie viele stiegen aus dem Zug, um sich die Beine zu vertreten? Das ist etwas, was fast alle tun, nicht? Gut. Nur mir muss es passieren, dass ich zurückbleibe. Und dazu noch in Pantoffeln. Ich überlasse es Ihnen, sich meine Lage vorzustellen. Allein in einer Stadt, wo ich keine Seele kenne, ohne einen Heller in der Tasche und mehr noch: in Pantoffeln.

So habe ich den ganzen Sonntag verbracht, in der Erwartung, dass meine Sachen zurückkämen. Im Bahnhof eingesperrt. Konnte ich in Florenz in Pantoffeln herumlaufen? Mit einer heissen Wut lief ich andauernd die Bahnsteige auf und ab, wie ein Löwe im Käfig. Ich war zum Gespräch der Gepäckträger geworden. Was mich am meisten in Wut brachte, war der Gedanke an alle meine schurkischen Mitreisenden, die, während ich mich im Zorn verzehrte, sich fröhlich in den Wassern des Lido tummelten.

Gegen Abend wagte ich mich etwas aus dem Bahnhof heraus, um einen Gang durch die Stadt zu machen. Sei's auch in Pantoffeln. Allein ich musste mich sofort zurückziehen, weil der Platz voll von ganzen Familien war, von Müssiggängern, die offenbar nichts anderes zu tun hatten, als sich jemanden, der in Pantoffeln herumläuft, an die Fersen zu heften.

Ich musste die Durchfahrt meines Sonderzuges abwarten. Bis spät in der Nacht. Sonst hätte ich die Karte für die Rückfahrt kaufen müssen. So machte ich die Reise mit denselben Leuten von der Hinfahrt. Nur mit dem Unterschied, dass sie alle — müde, aber glücklich waren.

(Autorisierte Uebertragung aus dem Italienischen von Dr. Hermann Müller)